

Berliner Familien-Zeitung

Psycho-Analyse

Die Seele der Frau

Von Selma Fischer

In den letzten Wochen beginnt mich die ständige Einsamkeit zu quälen. Sie lastet auf mir wie eine Krankheit, von deren Unheilbarkeit ich mich allmählich überzeugen muß. Denn es ist nicht vorwärtszusehen, wann mein Mann seine Arbeit beendet und wieder allgemeines Lebensinteresse haben wird. So wachst das Gefühl der Angst in mir, einer Angst, die sich gegen mein eigenes Inneres richtet, das mir täglich fremder und seltsamer seine wahre Gestalt enthüllt. In den Stunden ärgster Bedrängnisse schleiche ich an die Tür jenes Zimmers, hinter der mein Mann sitzt und sein Buch über das Seelenleben der Frau liest. Ich klopfe leise an, rufe seinen Namen, ohne gehört zu werden. Dann trete ich, getrieben von meiner Leidenschaft und seelischen Not, mutig ein, gehe zu ihm, neige mein Haupt über das seine, lüchle seinen Atem, seinen Fuß. Er hat mich noch niemals verstanden, mich immer barsch angefahren.

„Du sollst mich in diesen Stunden nicht stören. Oder willst du, daß ich vor dir das Zimmer verschließen vor einem Diensthofen?“

Nein, er soll das Zimmer nicht verschließen. Ich will ihn nicht mehr stören.

Nur die Angst, wie soll ich sie überwinden? Jene Furcht vor mir selbst, die an mir frisst wie eine unheilbare Krankheit?

Es ist merkwürdig, mit welchen Augen ich seit einiger Zeit die Männer betrachte. Ohne Ehrfurcht, ohne Achtung, mit dem Lächeln einer bestetzten, neugierigen Lusternheit, die Verheißung in sich birgt. Ich bin immer von einem Gedanken, von einem unheimlichen Wunsch durchdrungen, ohne daß jemals ein unheimliches Weib gewesen zu sein. Schämte ich mich nicht früher, wenn mich Mitleid trafen, welche mein Frauentum entwürdigten, meine Treue gering schätzten? Jetzt aber lächle ich mit lustvoller, freudiger, freudiger Augen, welche durch meine Furcht nicht stiller werden. Ich lächle auch hier und da ein leichtfertiges Wort, einen häßlichen, und verzehle im Arm eines Jünglings, was ich mir und meinem Hause schuldig bin. Aber noch immer ist das Kerle nicht gelassen, noch immer gehe ich so zu meinen Mann zurück, wie ich ihn verlassen habe. Dann lege ich wohl und zudeckend auf die seine, ohne daß er fühlt, wie heiß und zudeckend sie ist. Dann hebe ich meinen Blick zu ihm empor, ohne daß er sein Fieber, seine jammernde Not erkennt. Er sieht mich stützig auf das Haar, auf die Stirn. Fragt nach dem Nest, nach den Geschwätzern und schämt mich wie ein Kind wieder fort.

Später, lieblich, später. Jetzt bin ich zu sehr mit Eigenem besetzt.

Es ist, als spräche er zu einem unwilligen, abernten Wesen, es ist, als glaube er mich jeden Gefühls frei, das Verweigerung für Sünde machen kann. Wie kann er über die Seele der Frau schreiben wollen, wenn er die seiner eigenen nicht einmal erkennt?

Sie haben gestern meinem Mann zu Ehren ein Bankett gegeben. Er hat sich aufgerafft und daran teilgenommen, mich an Arm wie seine gewöhnliche, dankbare Dienerin. Wir sind die Reigen der Ehren entlassenschrifteten, die ihn ehren und selbst mir würdig sind, und jene schreckliche Lust bestiel mich wieder, die nicht weit von böhlerer Gemeinheit ist. Unter den Männern stand Klaus Goerly, dieser junge und kluge Klaus Goerly, über den die Götterwelt in letzter Zeit viel streitet. Er soll ein ahnendes Buch über mein Mann schreiben. Do auch er sich nur auf Theorien stützt? Warum aber sah er mich an gab mein Lächeln zurück? Erkante er das Zeichen auf meiner Stirn? O, lieber Gott, erkenne er meine Krankheit und die Symptome ihrer Unheilbarkeit!

Als ich die ersten Worte mit ihm sprach, wußte ich, daß es war, an dem ich nicht vorbeikommen konnte. In seiner Stimme lag eine herrliche Knappheit, in seinen Bewegungen ein kurzer Befehl, und in seinen Augen, im Gegensatz zu seinem sonstigen Lächeln, eine sanfte, hingebende Zärtlichkeit. Diese Zärtlichkeit lockte mich an stärksten. Immer und überall sah ich sie hindurchleuchten, wo andere nur Selbstbewußtsein und harte Energie erkannten. Ich bezauberte mich in dem Gedanken dieser Sanftmut und Hingebung, dieser strahlenden Augen, welche den sibirischen Mann zügel strafften. Doch war es ein gefährliches Sinnieren, dem Neugier und Unbuddsamkeit folgte. Mir ist bange, daß Klaus Goerly sich meiner erinnern könnte...

Mir ist bange...? Nein, das ist nicht wahr. Ich warte darauf und rede mit allen Stunden, und wenn ich vor dem Spiegel stehe und mein Gesicht betrachte, frage ich mich, wie lange es wohl noch dauern wird, bis Klaus Goerly seine Hände um meine Wangen legt und meine Lippen küßt.

Klaus Goerly hat meinen Mann aufgesucht, angeht, um mit ihm zu „sachimpeln“. Ich habe während seiner Anwesenheit im Nebenzimmer gehalten und auf seine Stimme gelauscht, auf die knappe, bestehende Stimme, welche mich vom ersten Augenblick an zur Neugier aufgeschloß hat. Ich stand dem Spiegel gegenüber und lächelte mir mit weichen Augen zu, wie ich Klaus Goerly anschauen würde, wäre er jetzt bei mir. Aber ich weiß, es wird alles so kommen, wie es muß...

Als ich das erstmal bei ihm war, ist es nicht nur das Schlußstück leblicher Nöte gewesen, das mich verfloß zu ihm getrieben hat, vielmehr stand irgendwo eine zage Hoffnung, ein müder Wunsch, den Menschen in ihm zu finden, welchem ich alles sein kann, und der seinerseits die Krankheit meines heißen Blutes erkennt und sie heilen kann. Nun aber, da ich ihm angehöre habe, ist auch der letzte Glauben verschwunden. Nicht etwa, daß Klaus Goerly schon ein einziges Mal ungar oder weniger liebevoll gegen mich gewesen ist. Im Gegenteil, seine Jungheit, seine Güte steigert sich von Fall zu Fall, aber es geht mir so, wie einem Kranken, dem der Arzt täglich Besserung verspricht, und der doch den Verfall seines Leibes mit selbstqualerischer Deutlichkeit beobachten kann. Es muß nicht so sein, daß Klaus mich nur seines Buches wegen so zärtlich liebt, so innig „studiert“, es ist sogar bestimmt nicht so, dennoch warte ich angstvoll auf den Augenblick, wo seine Augen fällter, seine Lippen zurückfallender werden, und er mich mit einer höflichen Geste nach

hause läßt. Zu meinem Mann? In die alte Einsamkeit, in das tote, kalte Leben zurück, in dem ich einmal erlöst war, um ein schlimmes, unwürdiges Aufstehen zu haben? Mir graust vor diesen Dämonen, vor dem Verlust von Klaus. Ein anderer wird ihm folgen und wieder ein anderer, bis ich alt und wild ihm folge und bin, und ebensolche Erfahrung weilt und fast geworden, wie die Mädchen, welche sich öffentlich auf den Straßen verkaufen. — Doch ich lüchle den anderen, den Nachfolger von Klaus, schon jetzt. Ich lüchle ihn, um nachher nicht allein zu sein, aus entschuldigter Furcht vor dem Tage, wo Klaus mich nicht mehr freilassen, mich nicht mehr herzlich zureden wird. Soll sein Buch ein veraltetes werden, kann ich doch nicht eine Frau genießen.

Das habe ich oft gedacht, sah ich einen unheilbar Kranken, wie gut es wäre, wüßte er seinen fischen und müßigen Tagen ein Ende zu machen. Warum erträgt er sein Leben, das außerhalb aller gesunden Natur

steht? Um das Schwächerwerden seines Atems, die Kraftlosigkeit seines Herzens zu beobachten? Um mit eingeklinkten Augen Poren und Farbe seiner Haut zu studieren, unter der die Verfallung seines Blutes rapide voranschreitet? Es gehört gewöhnlich Mut zu dem einen, zu der letzten Tat. Aber gilt es nicht nur eine einzige Minute?

Ich bringe den Mut auf, ich muß ihn aufbringen, weil meine Krankheit ihren Höhepunkt erreicht und nur zum Tode führen muß. Diesen Tod, der ein schrecklicher sein wird, will ich nicht erwarten. Ich muß den Schicksal vorgehen, das mir gegenüber seine abstrakte Form verliert und wie ein glühendes, lebendes Wesen mit langen Fangarmen nach mir greift. Ich liebe meinen Mann — ich liebe Klaus Goerly — und bin gefahren bei einem dritten gewesen!

Es ist ganz still im Hause. Mein Mann ist in einem Vortrag, die Mädchen sind zum Tanz. Nur der Hund liegt auf dem Fell zu meinen Füßen und läßt. Ich sehe an Schreitisch meines Mannes und blättere in dem Buche, an dem er arbeitet, lese aufmerksam das Geschriebene, verliere mich in jedes Wort und kann doch nichts begreifen. Alles, was dort aufgeschrieben wurde, ist Geklimper, akademische Weisheit, aber kein Leben, keine Wirklichkeit, nicht einmal Gefühl. Mein Mann wußte wohl um die Formel Weisheit, von der Seele des Weibes aber war er weit entfernt, weil er ihrem physischen Menschen zu kühl gegenüber stand, um durch Ergründung dessen in ihr Wesen zu dringen. Wir trauten oder geweten am Kluge, das sich in ewiger Unterordnung, in flehentlichen Wallungen befindet. Wer die Stunde erkennt, welche der Frau Leben oder Tod bedeuten kann, hat das Mittel in der Hand, sie zum Leben zu führen. Wer aber erkennt sie? Oder wessen Gebarmen ist so groß, daß er Opfer bringen mag, die seinem eigenen Leben störend sein könnten? Mein Mann wußte, daß seine Schrift eine wahrhaftige werden, noch viele Tende- rungen an ihr vornehmen. Aber nach der Tat wird er meine Seele erkennen und damit die Nöte aller Frauen. Er wird barmherziger, gütiger werden, denn wie soll einer ein Seelenarzt sein, wenn er nicht um Barmherzigkeit und Güte weiß? — Es hat zehn geschlagen. Mich überfällt ein leichtes Frösteln, eine leichte Furcht vor dem letzten. Ich rede mit selbst, wie einem anglicklichen Kinde, Mut zu. Greife nach der kleinen, spitzen Schere — „Mut“ flüstere ich, „Mut“ es ist nur ein Augenblick, nur der Gedanke eines Trammes.“ Das spitze Instrument fährt weich und willig in meinen Arm, durchsticht die Pulssadern, es schmerzt mich nicht, es ist wie ein warmes, dankendes eines Trammes. Das Blut fließt wie ein roter, glänzender Faden dahin, leuchtet die Wälder der Handfläche meines Mannes, trinkt sie mit seiner Wärme, seiner letzten Gabe. Ich kann nicht mehr lange schreiben, meine Augen werden müde, mein Kopf ist geblenkt, doch hätte ich gern auch über die letzte Minute meines Mann Bericht hinterlassen. Der Tod hat mir Gutes...

Dieses „Mutterwerden“ hat etwas unendlich Schönes, Friedliches an sich. So — schließ — ich — ein — als Kind — wenn die Mutter — mich — in — den Schoß lang —

Ich möchte, daß die Welt mich begriffe, daß mein Mann mir verzeihe. Aber er soll die erste Schrift vernichten, er soll —

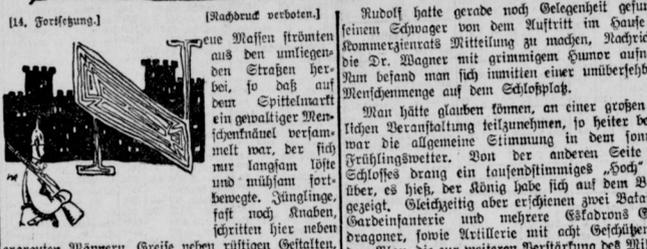
Aus meinem Blute soll er leiten, was ich gelitten habe, was die Frau leidet. Er soll — barmherzig sein — barmherzig sein!

Tanz vor der Orgel

Der Tanz, Braut der schaupielerischen Darstellung, hat seine Wiege in den Heiligentümern der Alten. Altar und Orgel haben jene Jugend umstanden. Es war daher ein tanzmystischer, interreligiöser Verkehr, den Gwe Warren im Wäthner-Saal unternahm: Tanzdichtungen aus der Orgelmusik zu komponieren. Aber wenn der religiöse Tanz bei der Jara aus einer Verjüngung von Religiosität und jenem göttlichen Funken besteht, der einen eben eingehoben sein muß, wird der Tanz der Gwe Warren allzusehr vom Gerüst der Absticht getragen. Es ist keineswegs nur technische Anzulänglichkeiten, die Mühen und Leistung nicht zum Einfangen gelangen läßt. Doch ihre Hände ausgedrückt im Handgelenk erstarren und das bleibende steinerne Gebärde am Hingebenden Körper schließlich unmerklich wird, daß ihr Tanz erwidert, weil alle Gesichte mit der kurzen Jara eines tänzerischen Dogmas gestalten will, das alles wußte nicht. Entschiedene, denn sie konnte darüber hinaus wachsen. Aber bedenktlicher ist der Mangel an innerem Können, der sich im Einfürsterten dokumentiert. Gefingen ihr auch einige Momente prächtiger Verklärung, so vermüßt man doch ein Aufgehen in Gottes Anstalt. Die Wahrheit ist bei ihr vor dem Jubel, nicht aus dem Jubel. Und doch sieht man ihrem Tanz innerlich kaum beizugehen wie einem ausdruckslosen Gebärde zu gewöhnen. — Die ständige und feierliche Orgelmusik, die die tanzmystische Stimmung herbeiführt, ist, so zu sagen, ein veraltetes, aber ein vorbildliches Vorbild.

Der Weckruf

Ein Roman aus dem Wurmjahr 1848 von Friedrich Carl Kellermann



Rudolf hatte gerade noch Gelegenheit gefunden, seinen Schwager von dem Austritt im Hause des stromergerais Mitteilung zu machen. Nachricht, die Dr. Wagner mit grimmigen Humor aufnahm. Die Frau befand man sich inmitten einer unübersehbaren Menschenmenge auf dem Schloßplatz.

Man hätte glauben können, an einer großen festlichen Veranstaltung teilzunehmen, so heiter bewegte war die allgemeine Stimmung in dem sonnigen Frühlingstage. Von der anderen Seite des Schlosses drang ein lausendstimmiges „Hoch“ herüber, es hieß, der König habe sich auf dem Balkon gezeigt, Gleichgültig aber erstrahlten zwei Batalione Gardeinfanterie und mehrere Eskadrons Garde- dragonen, sowie Kavallerie mit acht Geschützen auf dem Platz, die zur weiteren Verstärkung des Militärs in die Schloßhöfe eingezogen.

„Militär zurück!“ tönte es, und dieser Ruf pflanzte sich fort und wiederholte sich unerschöpflich, bis ein ungeheures Lärmen entstand. Plötzlich wurde vom Schloßportale ein dröhnendes Stimmelaute, die von Infanterie aufstrebte, sich zurückzuziehen! Auf dem schloßplatz aufstrebte, antworteten, es begann ein Toben und Schreien, das ohne Unterbrechung an und anwuchs, und ins Unbeschreibliche wuchs, als gleich darauf eine Schwadron Gardebrigade durch das Schloßportal IV über die Schloßhöfe nach dem Schloßplatz vorrückte, um den Platz zu säubern.

Die Menschenmenge wurde nach allen Seiten auseinandergedrängt, als die Reiter rückwärts in den tiefen hineinbrachen. Einige Gruppen beherzter Männer waren sich brüllend und tobend mit erhobenen Säbeln den Angreifern entgegen, griffen nach den Säbeln der Pferde. Doch da rückte eine Kompanie Gardeinfanterie aus dem Schloßhof vor, das Maßlein der Kadette, dumpfer Trommelschlag verdrängte den Ernst der Lage. Durch das überlegene Zusammenwirken der Truppen leerte sich freiwillig der Schloßplatz bald. Die Menge drängte in die umliegenden Straßen zurück oder sie stand, eng zusammengedrängt, an dem äußersten Rand des Platzes gegen die Häuser gedrückt. Doch auch sie sollten von dort entfernt werden, das Militär rückte gegen sie unerschrocken weiter vor. Plötzlich fielen militärischerweise Geschosse, und viele Gefangene, Aretischen, Leben, Kommandore, schloßen durcheinander. Die Empörung wuchs zur Hysterie, die Truppen schrien auf das wehrlose Volk Verreck! Verreck! Zu den Waffen! Verreck! Verreck! Das vergebene Bürgerrecht! vier es von allen Seiten, der Sturm schloß zu einem Orkan, die große Stunde des Kampfes um die unveräußerlichen Volksrechte hatte gelagert.

XIV. Dieser Nachmittags, der 18. März, hatte Berlin in ein Schlachtfeld verwandelt, auf dem mit äußerster Wut und Erbitterung um den Sieg gerungen wurde. Die blutigen Straßenkämpfe dauerten ununterbrochen an und erreichten in der Nacht zum 19. März ihren Höhepunkt.

Rudolf befand sich mit seinem Schwager und Herrn Anselm Krause im Brennpunkt der furchtbaren Geschicht. Er hatte sich unermüdet um Bau von Barrikaden, an der Bewaffnung des Volkes und an der todesmutigen Verteidigung der errichteten Standpunkte beteiligt, hatte Schutter an Schutter mit seinen Schicksalsgenossen Pfisterleiste aufgerissen, Sandbälle geschleudert, Kugeln abgehoben, um die feste Basis für den immer wieder erneuten Widerstand zu gewinnen, gegen den die Truppen mit brutaler Gewalt vorgingen. Jetzt stand er mit seinen Freunden auf der gewaltigen Barrikade, die unter der Leitung eines eben todkühnen wie fast bedrohenden Mannes, des Mechanikers Siegfried, in der Breiten Straße errichtet war. Sie hielten unermüdetbar. Zweimal führten die Soldaten vergeblich gegen den freien Mann, gegen die tapfere Verteidigung an, beide Male wurden sie mit blutigen Verlusten zurückgeschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

(14. Fortsetzung.)

(Schluß verboten.)



Die Massen strömten aus den umliegenden Straßen herbei, so daß auf dem Spittelmarkt ein gewaltiger Menschenandrang veranlaßt war, der sich nur langsam löste und mühsam fortbewegte. Jünglinge, fest noch Knaben, schritten hier neben ergrauten Männern, Greise neben rüstigen Gestalten, die in ihren kräftigsten Jahren standen. Und wie die Lebensalter, so waren auch die Lebenskreise verschieden, aus denen sie hertraten, hier der Mann aus dem Volke, dem man seine Kontierung anmerkte, dort der Künstler, der Gelehrte, hier der biedere Handwerker und dort der Kaufmann, der Angestellte, der Techniker und der Student. Alle besaßen ein Gedanke, alle hatten ein Ziel: Die Freiheit, das Glück des Vaterlandes.

Die Meeresbräunen tönte es von den Stimmern der Tausende über den Platz hin, wie eine große Verheißung strahlte die Sonne vom blauen Frühlingshimmel ihren warmen Glanz herüber und wie ein lockendes Flüstern wies der Südwind Freude und Hoffnung in die Herzen. Doch man sah neben der helleren Quersicht auch den Ernst, den fähleren Mut, den unbegreiflichen Willen zur Tat in den entschloßenen Mienen, konnte auf anderen Gesichtern den Ausdruck der Sorge, des Schmerzes, der Trauer lesen, und aus so manchem Auge blühte der Jörn, die Wut. In ihnen allen aber lebte das große Gefühl von der Bedeutung der Stunde.

Auch Rudolf wurde von dieser allgemeinen mächtigen Spannung ergriffen, sein Herz hob sich in dem Bewußtsein, aus innerer Ueberzeugung diese gewaltige Volksbewegung bejahen zu können, ohne Zaudern und Bedenken, ohne Einschränkung. Dieser Weg, den sie alle gingen, war auch sein Weg, ihr Ziel auch sein Ziel. In geradezu religiöser Stimmung langte er in dem politischen Klub an.

Sein Schwager erwartete ihn bereits. Er befand sich in eifrigem Gespräch mit mehreren Männern, denen Rudolf vorgestellt wurde und die ihn als den Verfasser der Broschüre „Das Erwachen“ freudig willkommen hießen. Bald geleiste sich Herr Anselm Krause zu der Gruppe, begrüßte Rudolf herzlich und teilte ihm triumphierend mit, daß die Broschüre inzwischen freigegeben sei!

Es war in den engen Raum gedrängt voll, das Durchwandern der vielen Stimmen, kräftig betonte Schlagwörter, einzelne wirkungsvolle Wendungen lenkten Rudolfs Aufmerksamkeit bald hier, bald dort hin. Aber bald fesselte ihn die wilde Begeisterung eines hochgewachsenen Mannes in mittleren Jahren des eigenen Kreises, der ihm vorhin als ein Herr Alexander Held vorgestellt worden war.

„Ich sage Ihnen“, sprach dieser Mann mit feuriger Stimme, „die Deputation unserer ehrentwerten Staatsräter wird wieder unrichtiger Schilde zurückkehren. Passen Sie auf, meine Herren: Seine Majestät wird uns mit einigen verbindlichen Redensarten, mit unüberwindlichen Verprechungen, wie immer, abspeisen — und alles bleibt beim Alten. Nein, so kann das nicht weitergehen! Heute muß etwas Entscheidendes geschehen! Heute oder nie! Auf, meine Freunde! Wir müssen uns bis zum äußersten für unsere Ideale einsetzen, furchtlos und ohne Scheu. Heute gilt es, durch unerbittlichen Kampf unser Ziel zu erreichen: Per aspera ad astra!“

Ein brausender Beifall der ganzen Versammlung, Bravo und Händeklatschen erschloß. Die Versammlung brach auf und in wüthender Augenblick befand sich Rudolf zwischen Dr. Wagner und Herrn Anselm Krause auf der Straße inmitten des großen Jubels zum Schloß hin.